

Stiefelschritte hinter mir erst hörte, als es schon zu spät war. Ich spürte eine schwere Pranke auf meiner Schulter. Und als ich erschrocken meinen Kopf wendete, beging ich meinen ersten Fehler. Hatte der Freibeuter mich ob der Dunkelheit noch nicht genau identifizieren können, so erkannte er nun mein ihm zugewandtes Gesicht umso besser. Scheinbar benötigte er keine Sekunde, um zu begreifen, was ich da tat. „Meines Dreckschweini!“, fauchte er mir entgegen, halb Feststellung, und halb Frage. Sein nach Alkohol stinkender Atem war das letzte, was ich hörte, bevor er mir seine rechte Faust, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Gesicht schmetterte. Ich hörte ein beständiges Knacken und spürte, wie ein flammender Schmerz an meinem Gesicht emporstiegs. Die Wucht des Hiebes warf mich zurück, sodass ich inmitten des spärlich auf dem Boden verteilten Heus landete. Mein Kopf drohnte, als wären die Säulen des Sonnentempels auf ihm zerborsten.

„Blender Hurensohn!“, hörte ich den Freibeuter inmitten des lauten Stummens schreien. „Du hast wohl noch nicht genug gehabt? Hä?“ Ich ächzte vor Schmerzen und versuchte, mich mit meinen Händen nach vorne zu robben. Augenblicklich spürte ich einen explodierenden Schmerz in meiner rechten Seite, als mir der Hüne seinen harten Ledersiefel in die Seite schmetterte. „Hä? Was ist dein Problem, du mieses Stück Scheiße?“, schrie er in voller Rage. „Was ist dein verdammtes Problem?“ Ein weiterer Stiefeltritt, diesmal auf Höhe meiner Rippen. Ich hörte, wie sie geräuschvoll knackten, und für einen Augenblick konnte ich nicht atmen. Narr genug, nicht zu verstehen, dass die „Fragen“ des Freibeuters weniger Fragen als Ausdrücke seines Zorns waren, hob ich mit unter Qualen meine rechte Hand und versuchte, so etwas wie eine Erklärung für mein Hiersein zu stammeln. Das Ergebnis war ein Stiefeltritt auf meinen Kopf, der mein Gesicht auf den harten Steinboden schmetterte. Ich spürte, wie mir heißes Blut von Stirn, Wangen und Nase herunterlief, und mir wurde schwarz um die Augen. Mit letzter Kraft krümmte ich mich zusammen wie ein Kind im Bauch seiner Mutter, um so die Wucht der Schläge besser ertragen zu können. *Narr, denkst, jammerte ich in Gedanken. Du verdammter Narr! Er wird dich umbringen, verflucht nochmal, er wird dich umbringen!* Immer wieder schossen mir diese Gedanken gebetsmühlenartig durch den Kopf, während ich den nächsten Stiefeltritt des Freibeuters erwartete. Doch er kam nicht. Verwirrt versuchte ich, zwischen dem Blut in meinen Augen etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Der Hüne hatte sich von mir abgewandt und kniete nun vor seinem Pferd, das er besorgt streichelte. Die Worte, die er ihm auf beruhigende Art und Weise zuflüsterte, standen im krassen Kontrast zu den unheimlichen Schreien, die er während der Schläge ausgestoßen hatte. *Er nimmt mich überhaupt nicht wahr, schoss es mir unter all meinen Schmerzen plötzlich durch den Kopf. Er registriert mich nicht mal als Bedrohung!* Was dann geschah – und allem voran, was ich dabei empfand – wird schwer sein, in Worte zu fassen.

Ich erinnere mich dann, dass sich ich plötzlich die ledrige Scheide meines Eisendolches an meinem Bauch spürte. Ich hatte es für klug gehalten, den Dolch verborgen zu halten, und ihn auch nur deshalb nicht in meinem Zimmer in der Taverne gelassen, weil ich schlicht und einfach vergessen hatte, dass ich ihn bei mir trug. Dann geschah alles schneller, als ich denken konnte. Instinktiv, animalisch. Wer schon einmal eine von zahlreichen Prügeln gestählte Faust auf die Nase geschmettert bekommen hat, der weiß, wie schmerzhaft es sich anfühlt.

überquerte ich den kleinen Vorbau und ließ mich am Rand hinunter. Ein Windstoß brachte den Saum meiner Vagabundengewandung zum Flattern, so als ob sich die Natur entschlossen hätte, die Szenerie passend zu untermalen.

Der Stall, in dem die beiden Primitivlinge ihre Pferde untergebracht hatten, befand sich nun unmittelbar vor mir. Er war ein unscheinbarer Anbau an der Taverna, die in perfekter Stille im Blau der Nacht lag. Als ich mich näherte, vernahm ich schweren Pferdeatmen, Hutschaben und das Krustern von Heu. Vorsichtig zog ich am Eisengriff der Tür. Sie ließ sich problemlos öffnen, ihr mögt Euch an dieser Stelle nun fragen, warum eine offene Stalltür in einer ländlichen Taverna bei mir keinen Argwohn hervorgerufen hat, und die Frage ist berechtigt. Jedoch war ich zu eingenommen von der lodernden Enschlossenheit, die mein wagemutiger Radchepplan in mir hervorgerufen hatte. Also schlich ich hinein. Nur fünf Pferde befanden sich im Stall, von denen zwei schliefen. Ein grauer Gaul, der sich in einem Stallhehl gleich neben der Tür befand, begrüßte mich mit bei meinem Eintritt mit einem Gesichtsausdruck, der sich am besten als Skeptis beschreiben ließ, widmete sich dann aber wieder dem Kaen seines Heus. Es war kein Schweres, die beiden Röser meiner Peiniger durch rasche Blicke in die einzelnen Stallkammern zu finden, nachtschwarze und muskulöse, wie sie waren. Sie befanden sich am äußersten Ende des Pferdetrakts, in einer von einer morschen Holztür abgetrennten Stallkammer. Nun war der Moment gekommen, Vorsicht ging ich vor der Kammer des ersten Rosses in die Knie, den Futtertrög des Tieres in Reichweite. Ich konnte mich eines Gefühls des Neides nicht erwehren, als ich das prächtige Tier aus der Nähe betrachtete. Es handelte sich um einen Skarraggschen Felsenhengst, das konnte selbst ein Laie wie ich erkennen. Für einen Moment haderte ich mit mir.

Wer waren diese Männer, dass sie sich derart edle Pferde leisten konnten? Und was würde mir blühen, wenn sie irgendwann doch davon Wind bekamen, dass ich hinter dem, was sie am nächsten Morgen vorfinden würden, steckte? Vielleicht ist all das ja das erste Mal in meinem Leben, dass du Mit beweis! Die beiden Mistkerle haben eine Lektion in Sachen Demut verdient!

Natürlich. ... Die Stimme in mir hatte Recht. Ich hatte Recht! Jetzt zu drucksen wäre eine Feilspieß, mit deren Schande ich nicht leben wollte. Ob ja ... die beiden hatten eine ordentliche Lektion in Sachen Demut verdient, und die würde ich ihnen geben. Meine Finger glitten in den Lederbügel an meiner Hüfte, erstarbten das kleine Fläschchen und zogen es hervor. Scheerappensstaub. Die namensgebenden Pilze wuchsen bevorzugt in spärlich begünstigten, steinigen Landschaften, und die Klippe, auf der sich Nebelhalm befand, war genau eine solche Gegend. Der Einsatz dieser Pilze war eines der ersten Dinge gewesen, die mich Mater Pylas in meiner Zeit als dörflicher Novize gelehrt hatte. Vermischte man den trockenen Puder mit Filzsternharz, ergab sich eine klebrige Masse, die, auf einer offenen Wunde verteilt, den Heilvorgang um ein Vielfaches beschleunigte. Da Filzsternbäume in fast jeder Region Enderals – außer in dem Ödland Thalgarnds, den Nordwindbergen und der Pulverwüste – wuchsen, empfahl es sich also, stets ein Fläschchen mit konzentriertem Scheerappensstaub auf längere Reisen mitzunehmen. Kenntnis über das richtige Mischverhältnis vorausgesetzt, bot dieses kleine Fläschchen einem Schutz vor allerlei körperlichen Leiden und Gebrechen, allem voran Wundenzündungen. Allerdings hatte der Staub der Kappe noch einen weiteren

Erzählungen aus den Archiven Enderals

Der  
Schlichter

von

Alis

SureAI

bedeutete einem alten Mann, der auf einem Stuhl hinter dem Tresen saß und mich undenkbar musterte, mir den Weg zu zeigen. Schweigend verließ ich den Schrankraum und folgte dem alten Mann hinauf in das obere Stockwerk. Erst als wir vor meiner Zimmertür angekommen waren, ließ das Gefühl, die Hänge der Grobne wie ein Schwert in meinem Rücken zu spüren, allmählich nach. Ich übergab dem alten Mann fünf Groschen, er mir die Schlüssel, eine brennende Kerze, die er aus dem Schrankraum mitgenommen hatte, und ein Stoffstück zum Reinigen, was vermutlich als wohlwollende Geste gemeint war, meine Scham allerdings noch verschlimmerte. Stumm wand ich mich ab, betrat meine Kammer und verschloss die Tür hinter mir. Ohne dem Bett auch nur Bedeutung zu zollen, trat ich zum Fenster und starrte in den Regen. Dann überkam mich mein Zorn wie eine Flut. Ich stieß einen unterdrückten Schrei aus, schloss meine Augen und krallte mich mit meinen Händen am Fensterrahmen fest. Beim schwarzen Wächter, was war ich wütend! Zwar wusste ein rationaler Teil von mir sehr wohl, dass ich verhältnismäßig glimpflich weggekommen war. – In rauen Knochen war es keine Seltenheit, dass der eine oder andere Rauter die Zankerei mit einem gebrochenen Arm oder Schlimmeren verließ. Dennoch war ich nicht bereit, das Geschehene zu akzeptieren und besetzte zu legen. Hatten diese beiden Menschen denn gar keinen Respekt? Derlei Pack gehörte gehängt, gefügelt und gehängt, wie Briganten und Marodeure, und am besten vor den Augen aller anderen! Mein Kiefer verkrampfte sich, und ich spürte, wie das Gefühl in meinem Magen begannen hatte, sich zu verändern. Aus dem flauen Gefühl der Unsicherheit war nun eine lodernde Wut geworden, mit der eine eiserne Entschlossenheit einherging. Ich werde mein neues Leben nicht in Schande beginnen. Ich schlug meine Augen wieder auf und wandte den Blick zu der Kerze, die mit der Gastwirt mitgegeben hatte. Knisternd brannte die Flamme, und auf eine seltsame Art und Weise bestärkte mich ihr Feuer in meiner Entschlossenheit. Ich wollte den beiden Affenmenschen eine Lektion erteilen, und wenn es das Letzte war, was ich tat. Aber wie? Was kann ich schon, außer *Prädigten halten, Bücher lesen und Kräuter mischen*?

Ich hielt inne. Ja ... Nun war ich geradezu dankbar dafür, dass die beiden gespenstischen Primitivlinge mir zu genau jenem Zeitpunkt an genau jenem Ort begegnet waren. Ein malträziertes Griesen umspielte meine Lippen, und ich wandte meinen Blick wieder dem Fenster zu. Für einen kurzen Moment starrte ich über den Mann, der mir aus dem stummen Glas entgegen sah. Seine blassblauen Augen glichen brennenden Eis, ein Widerspruch, der an ihm jedoch so natürlich zu sein schien wie Sonnenfeuer im herrlichsten Zweifelt, und seine Haltung hatte nichts mehr von dem katzenköhden Pater, der vor nicht einmal einer Woche noch Wachsfiguren seinen Segen gegeben hatte. Ja, der Mann strahlte beinahe etwas wie ... Macht aus. Entschlossenheit. Feuer.

## Kapitel 1: Folge dem Feuer

Es war ein trüber, kühler und nasser Morgen, der mein Leben für immer verändern sollte. Ja, es schien fast, als hätte sich die Natur als Antwort auf die zecherischen Feierlichkeiten der vorangegangenen Nacht dazu entschieden, einen veräurten Tag einzulegen. Anlass für die Festivitäten war die Sternsommernacht gewesen, die jedes Jahr aufs Neue den Frühling markiert, und in welcher der Nachtmittel von wilden, ungezähnten Sternentauern erhielt wird. Während das gemeine Volk jedoch stets weltlichen Geistes frönt, ob in qualmverhangenen Spukbänken, beim Tanz um den ersten Spatenstein oder in gedehnten Kreisen auf einem stillvollen Maskenball, bedeutet jenes Datum für Geistliche wie mich eine Nacht voller Prozessionen, Predigten und Gebete. Nachdem ich der freudegefrankten Rede des Mayors kurz beigewohnt und meinen priesterlichen Segen für den Beginn der Feiertage gegeben hatte, zog ich mich in den Tempel zurück und betete, bis mir die Knie wund und die Zunge matt waren, ganz, wie es die Heiligen Verse für den Klerus vorsehen. Dabei war es eherfriel, ob der Geistliche der Hohenpriester höchstpersönlich war oder, wie in meinem Fall, nur ein kleiner, unbedeutender Pater in einem noch kleineren und unbedeutenderen Dorf.

Das meine nannte sich Nebelheim und lag auf einer stets windigen, spärlich bewachsenen Klippe am westlichen Zipfel Enderals. Seinen Namen verdankte es – wer hätte das vermutet – den blassen, feinen Nebelschwaden, die sich jeden Morgen über das Antlitz des Dorfes legten wie ein Trauerschleier über das Gesicht einer alten Witwe.

Ich erinnere mich noch gut an jenen letzten Blick, den ich mit den Augen des Mannes, der ich damals war, auf die kümmerlichen Häuser am Fuße des hoch gelegenen Tempelgebäudes warf. Nach dem ummelodischen Klanggericht aus Lautenmusik, angeregtem Gekohle und Korkenkrallen hatte sich eine beinahe gespenstische Ruhe über das Dorf gelegt. Nur hier und da bewegte sich eine von dort oben kaum wahrnehmbar kleine Figur durch den kühlen Dunst.

Und selbst der Schornstein des Bäckermannes blieb still. Ich lächelte matt in das milde Gesicht des Dorfes, in dem ich großgeworden war. Mein Vater, ein durchschnittlicher Gerber, der eigentlich überhaupt nicht mein Vater war, hatte mich seiner eigenen Erzählung nach eines Tages in einem Korb liegend und in Leinwandter gewickelt nahe eines Wegesstranges auf der Nebeküste entdeckt. Ich war ausgesetzt worden, und, voller Ergebenheit und darüber über das göttliche Geschenk, hatte mich der Mann ins Dorf mitgenommen, der später mein Vater werden würde. Bis zu seinem frühzeitigen Tod nur zehn Jahre später wurde ich aber das Gefühl nicht los, dass seine baherzige Tat mehr dem mir umstand geschuldet war, dass ich ausgerechnet unter den Augen einer Malpasiastute ausgesetzt worden war, und nicht seinen eigenen Kinderwunsch.

Glimm der Gerber, wie er im Dorf genannt wurde, war ein feingliedriger Mann mit pockennarbiger Haut und schmäler Nase gewesen, dessen bläuliche seiner Meinung nach einzig und allein dem Umstand zu verschulden war, dass der Rest der Welt

und mit einem halb-bedeutigen, halb-neugierigen Blick wie einige andere Gäste auch seinen Blick gen Tresen richtete. Nachdem sie fertig gelacht hatten und sich dabei immer wieder bestätigten auf die breiten Schultern geklopft hatten, richtete der Freibeaute das Wort an mich. Seine Stimme glomm förmlich vor Spott und Erhebung. „Aber woher denn, Maritz?“, sagte er mit einer mildesvollen Miene. „Es ist nur ... Die Ziegenmilch ist leider heute Abend aus.“ Er pausierte kurz, genoss. „Aber vielleicht probiert ihr es mal bei der Dirmenscheim im Aker Badelaus.“ Diesmal barsten die beiden förmlich vor Lachen über ihre eigene Witzel. Ich spürte, wie glühende Wut in mir aufstieg. Nie war mir seit der Aufnahme meines Priesteramtes mit dieser Respektlosigkeit begegnet worden. Nie! „Werde ich tun, wenn ich beide dort das nächste Mal im Affengehege besuche.“ Ich erstarre. Die schimpfische Erwartung war meinen Lippen schneller entsprungen, als ich sie überhaupt gedacht hatte, und ich meinte zu spüren, wie die heitere Stimmung um die beiden Grobhan plötzlich gefror. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass gut die Hälfte der anwesenden Kneipgäste dem Geschehen nun mit erwartender Aufmerksamkeit folgte. *Du verdammter Idiot. Du verdammter, elender Idiot!* Für einen Moment vergingen sich die Augen des Freibeautes zu einem Schlitz, was ihm sein Kumpen gelaicht. Dannholte sich der stichtliche Zorn aus ihren Zügen und wurde durch einen Gesichtsausdruck ersetzt, der sich am besten als wilde Streulustigkeit beschreiben lässt. „So-so“, begann er schließlich, und diesmal klang seine Stimme eindeutig boshaft. „Ihr seid also einer der ganz harten Sorte.“ Ich wollte einen Schritt zurückweichen, aber der Freibeaute hatte mich bereits mit seiner kräftigen Rechten am Handgelenk gepackt. Sein Griff war hart und fest, seine Finger run und voller Schwiden. Nun spürte ich, wie mit kalter Angstschweiß aus den Poren brach. Der Mann war primär, aber gefährlich, und das wurde mir augenblicklich klar. Ich versuchte mich halbherzig aus seinem Griff zu entwinden, eine Zuckung, denen die beiden Männer nicht einmal einen Deut Aufmerksamkeit zollten. „Es ... es tut mir Leid“, stammelte ich hilflos. Ich konnte meinen Satz kaum beenden, da hatte der Gorilla seine kleine Pranke auf meinen Mund gepresst, „aber das muss es doch nicht mein Freund.“ Er warf seinen Kumpen kurz einen verälsenden Blick zu, dessen Grinsen sich in Reaktion darauf nur noch vergrößerte. „Ich mag Menschen mit Mut. Aber leider scheint ihr ja sehr einkerkelt von Eurer langen Reise zu sein.“ Ich bemerkte, wie der andere Mann ihm etwas auf dem Tresen hinschob. „Wie wäre es also mit einer kleinen Stärkung?“

Mit dem letzten Wort nahm er seine Hand von meinem Mund, packte mit einer ruckartigen Bewegung die Schlüssel und schüttete mir ihren Inhalt über den Kopf. Es war ein Einlopf, und hatte ich das Pech gehabt, jene unglückselig Bemerkung ein paar Minuten früher zu machen, hätte mir die Brille vermutlich die Haut verbrannt. Nichtsdestotrotz ergoss sich ein Schwall heißer, klebrigen Schlemms über meinen Kopf. Ich schnappte schockiert nach Luft, woraufhin mir etwas von der Brille in meine Luftröhre gelangte. Keuchend brach ich zusammen und hustete die Flüssigkeit aus meinem Mund. Der fleisige Sud rann mir aus den Haaren auf den Boden, und ich spürte, wie einiges davon seinen Weg in meine Gewandung gefunden hatte und an meiner Wirbelsäule entlang krabbelte. Ich hörte, wie um mich herum röhrendes Gelächter ausbrach. Der Großteil dessen, daran bestand kein Zweifel, entstammte dem Freibeaute und seinem Kumpen, aber es waren

was ich wissen musste, um Teil des entnialischen Klerus zu werden. Und zehn Jahre später war es schließlich so weit gewesen. Mir wurde die Priesterhaft des Klerus Tempels übertragen, und fortan tat ich das, was ein ergebener Vater nun mal tat: ich hielt Messen, ich beete, ich hielt den Tempel im Stand, und ich nahm den Dörflern von Zeit zu Zeit ihre Beihlen ab. Mater Pyle verließ das Dorf an ihrem sechzigsten Namenstag, um ein Lebensquartier im Sonnenpempel der Hauptstadt, die ich nur aus Erzählungen kannte, zu beziehen. Ein Jahr danach schied mein Vater dahin, ein Unstund.

der mir überraschenderweise sehr nahe ging. Von da an verfiel alles in einen lethargischen Tröf, bis zu jenem Tag hin.

War der Mann, der ich damals war, ein glücklicher gewesen? Ich vermuge es nicht zu sagen. Wenn ich heute die ersten achtdunanzig Jahre meines Lebens zurückzurufen versuche, erscheinem mir die Erinnerungen an sie wie verlassene Schritte auf einem alten Pfad. Meine Vernunft weiß, dass ich in gewisser Hinsicht gesegnet gewesen war. Das Leben eines Priesters war ein angenehmes, ohne Höhen und Tiefen, beständig. Ich hatte genug zu Essen und ein Dach über dem Kopf. Ich hatte genug Groschen, um mir von Zeit zu Zeit die käufliche Liebe einer Wandhure zu erischen. Und ich wusste, dass ich laut den Heiligen Versen am Ende meiner Tage in die Ewiggen Pfade einkehren würde, meinen Pfad beschritten, meine Aufgabe erfüllt.

Dennoch sollte es anders kommen.

Erst als ich mich an jenem schicksalhaften Morgen meiner Roben entledigte hatte und mich, bis auf die Knochen erschöpft, unter meiner weichen Schafwolldecke befand, bemerkte ich das seltsame, flane Gefühl, das sich in meinem Magen breitzunachen begonnen hatte. Heute weiß ich, dass dieser unsteinbare Moment das erste Mal war, an dem ich den Feuer begegnete. Es war Rein, unbedeutend, nur eine schwachlich glühende Glut, aber sie war da, wohl wissend, dass ich, sobald ich meine Augen schließen würde, als ein anderer Mann erwachen würde. An diesem grauen Morgen jedoch war ich zu müde, um ihr auch nur ein Fünkchen Aufmerksamkeit zu zollen. Erschöpft rollte ich mich in die Decke und gift einige Momente später in einen bleiernem, tiefen Schlaf.

Und erwachte in einem Traum.

Ich befand mich auf einer idyllischen Waldlichtung, umgeben von grünen Eichenbäumen, deren Blätter sich sanft im Wind ragen. Die umhergehende Sonne stand wie geschmolzene Gut am Horizont und warf einen rötlichen Schimmer über die Szenerie. Voller Genuß sog ich die würzige, frische Luft in mich hinein, die nach nassem Moos, Morgentau und alten Geheimnissen roch, ja, mysteriös, wild und ungetrüb wie das reine Leben selbst. Anders als ein jeder es jedoch aus den nächtlichen Reisen, die wir Träume nennen, kennt, war ich mir der Irrealität dieser Szenerie voll und ganz bewußt. Aber ich akzeptierte sie, als wäre sie so natürlich und selbstverständlich wie das Vornschreiten der Zeit. Ich selbst war splittermüde wie am Tag meiner Geburt, aber empfand jenen Zustand nicht als beschämend – im Gegenteil.

Ich füllte mich klar, voller Kraft und frei.

Erst, als ich meinen Blick vom Himmel nahm und nach vorne richtete, sah ich sie. Sie stand inmitten einer alten, eifüßbewachsenen Ruine, deren eingestürzte Bögen und Mauern von vergangen Zeiten kündeten. Sie trug eine graue,

auf meinen Lippen breit, und ohne es zu bemerken, seufzte ich erleichtert. Die letzten Nächte hatte ich immer in kleinen Kavernen Lager gemacht, und mein Rücken, der an mein gemittelttes Bett gewohnt war, hatte mir jeden Morgen erneut sein Missfallen kundgetan. *Eine warme Nachtzeit ...* plötzlich preschten zwei Pferde im vollen Galopp an mir vorbei. Reflexartig sprang ich zur Seite, und mir knarrp verfiel mir eine Pferdeflanke. Ich stieß einen erschrockenen Schrei aus und stolperte, als ich versuchte, das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Mit einem dumpfen Aufschlag landete ich im Staub. *Was zum Henke?!* Empört sah ich den beiden Reitern hinterher, die einige Armeiten von mir entfernt zum Stillstand kamen. Es handelte sich um zwei Hünen in stoller Lederbekleidung, so wie die von Jägern. Ihre Rosser waren schwarz, was auf eine teure Gattung schließen ließ. Während beobachtete ich, wie die beiden Reiter von ihren Pferden stiegen, einem schlanken Knaben – der vermutlich der Stallbursche war – einen Groschen zuschuppten und im Inneren der Taverne verschwanden. Wenn ich etwas schon damals hasste, dann waren es selbstgefällige, grobe Menschen. Hatten diese beiden Affen überhaupt gemerkt, dass sie mich beimähe über den Haufen geritten hatten? Vermutlich nicht. Und wenn sie es getan hätten, hätten sie *du trotzdem keinen mitleiden Blick zugezogen. Ich zog meine Lippen zu einem Strich zusammen.*

#### *Verdammte Primitivlinge.*

Doch mein Geist war zu erschöpft, um der Wut weiterhin Platz in meinen Gedanken einzuräumen. Also zuckte ich resigniert mit den Schultern, hob meinen Stab vom Boden auf und überwand die letzten Schritte zu dem Bauernhaus. Ein geradezu überwältigender Duft nach frisch gebackenem Brot entfaltete sich in der Luft, und mein Ärger war wie vernichtet. Ich wart einen kurzen Blick auf das im Wind weckende Taverne Schild, das vor dem Eingang hing. *Zum Roten Ochsen.* Hier würde ich also die erste „zivilisierte“ Nacht meines neuen Lebens verbringen. Als ich die Gaststätte betrat, schlug mir ein angenehmes Klanggemisch aus Stimmen, Klirrenden Kelchen und prasselndem Feuer entgegen. Augenblicklich spürte ich, wie die Kälte aus meinen Gliedern wich und mir das Wasser im Mund zusammenfiel. Ich war hungrig, da ich trotz des langen Marsches außer einem Kanten meines Brots und ein paar Handvoll Fluskerkraut nichts zu mir genommen hatte. Die Taverne war sehr gut besucht, was für mich die Leere auf den Straßen und vor den Häusern erklärte. Ich vermutete, dass sie eine Art Dreh- und Angelpunkt für die Bauern der Region war. Der Schankraum selbst bot ungefähr dreißig Seelen Platz, und beinahe alle Stühle, Hocker und Bänke waren besetzt. Betrachtet wurde er von an den Wänden angebrachten Fackeln, deren Flammenspiel die anwesenden Gäste in tanzenden Schatten an die Wand bannte. Eile ordnete ich meine Wanderröcke und wand mich zwischen den Tischen hindurch zur Schenke. Ich wart einen musterrnden Blick auf die anderen Gäste. Unmittelbar neben dem Eingang saß ein milde aussehender Mann und studierte eingehend ein vergilbes Bilderbüchlein namens „Das heitere Aeternafürnlich“, das sich seinen schlüpfrigen Zeichnungen nach zu urteilen nicht ausschließlich an Ethnologen richtete. Ein banger Barte stimmte gerade auf einem beinahe beschmend kleinen Podest seine Laute, vermutlich, um in einigen wenigen Momenten ein weiteres Lied in der larmenden Klangkulisse unterlegen zu lassen. Unmittelbar vor mir saß außerdem ein bedenkenswert gut aussehender, fein gekleideter Mann, der sich gerade mit einer Frau unterhielt, die ihm ihrer Mimik

Daseinszweck zu sein. Sie kam von einem überwachten, alten Turm, der einst das Herz jener Ruine gewesen sein musste, zum Stillstand und öffnete schweigend die gusseiserne Tür, die sich sperrstisch lautlos öffnete.

„Geh, Jäh“, sagte sie, „Geh und erkenne die Wahrheit.“ Das waren die letzten Worte, die ich bis zu jener grausamen Entdeckung in der gestirnten Ruine hören sollte. Denn als ich gerade zu einer Erwiderung ansetzen wollte, war sie verschwunden. Erstmals mischte sich ein Gefühl der Unsicherheit in die Selbstsicherheit, die ich am Anfang der Vision noch empfunden hatte. Noch immer war ich mir der Tatsache vollkommen bewusst, dass mein physischer Körper in meiner beschiedenen Kammer in einer anderen Welt weile. Und ich wusste auch, dass ich mich dazu entscheiden konnte, aus der verdorrten und schaurigen Vision zu erwachen. Aber ich tat es nicht. Warum, das wollte ich nicht zu sagen. War es Neugierde? War es Jenes Gefühl der Schicksalsträchtigkeit, das über der seltsamen Lichthung und der Ruine lag wie eine hauchdünne, transzendente Hülle?

Ich weiß es nicht.

Ich trat ein. Der Boden fühlte sich kalt unter meinen nackten Fußsohlen an, und die stahlgeschwungene Luft, nur von einem blässernen Sonnenstrahl von außen erhält, brachte mich zum Husten, als sie in meine Lungen eindrang. Das Innere des turmartigen Gebäudes war beinahe leer, bis auf Spinnweben, von der Verwitterung beinahe unkenntlich gemachten, alten Möbelstücken und zerbrochenen Steinen, die sich aus dem Mauergefüge gelöst hatten und herabgefallen waren. In der Mitte stand eine hölzerne Konstruktion, die einer ungewöhnlich großen, aufrecht stehenden Kiste ähnelte. Zogerlichen Schrittes trat ich an sie heran. Ein Wort schoss mir durch den Kopf, aber es entglitt mir so schnell wieder, wie es gekommen war. Ich bemerkte, wie das Feuer der untergehenden Sonne mehr und mehr erlosch und von einem trüben Blau ersetzt wurde. Sanfter, düstiger Nebel begann sich über die Szenerie zu legen, und alles, was ich vor dem Betreten der Ruine noch an Frieden und Seligkeit gefühlt hatte, begann von dem anfänglichen Gefühl der Beklommenheit ersetzt zu werden. Stehend, kalt, schließend.

Meine Hand glitt über die Oberfläche der seltsamen Kiste, die mich um wenige Fingerhut überragte. Das Holz war verfault und grau, und ihm entwich ein seltsamer Geruch. Eisern. Süßlich. Verlockend, bedorrend, und gleichzeitig abscheulich. *Geh!*, schoss es mir durch den Kopf. *Geh, bevor du es entzunderst.* Inwiefern ich selbst es war, der diese Gedanken dachte, vermug ich nicht zu sagen. Aber ich ging nicht, natürlich ging ich nicht. Langsam fuhr meine Hand zum seitlichen Spalt der Konstruktion, mithilfe dessen ich den Deckel der Kiste zu öffnen vermochte. Erst als das Schamier sich widersprechend öffnete und dabei einen beinahe klagenden Laut von sich gab, erschien mir das erneut Wort, dass mir just entglitten war. Diesmal verschwand es nicht, nein, diesmal verharnte es in all seiner Schaulichkeit. Die hölzerne Konstruktion imitierte dieser verlassenen Ruine war keine

Kiste. Sie war ein Sarg.

Das Grauen, was mir aus dem fauligen Inneren des Sarges entgegen starrte, vermug ich noch heute schwer in Worte zu fassen. Ohne Zweifel handelte es sich bei der Kreatur vor meinen Augen um mich selbst. Da war es, das sich trotz meiner

hatte. Ihre Haare waren fein und glatt gewesen, wie bei allen ihrer spitzenhingen Rasse. „Was, wenn ich keine Schneiderin werden will?“, hatte sie mich gefragt, nachdem ich ihr und fünf anderen Kindern die Bedeutung der Zereornome erklärt hatte, die sie zu ihrem nächsten Namenstag erwarten würde.

„Wie heißt du denn, junges Mädchen?“, hatte ich dann im lachend erwidert. Der entschlossene Blick war nicht aus den Augen des Mädchens gewichen. „Sylena, Vater. Ich heiße Sylena.“

—

„Sylena ... In Ordnung. Lass mich dir ein kleines Rätsel geben. Oder nein, besser gesagt, lass mich euch allen ein kleines Rätsel geben.“ Sie hatte ihren Augenbrauen gezogen und mich skeptisch beäugt, mehr erwachsene Frau als junges Mädchen. „Stell euch vor, ihr seid allesamt tapfere Entdecker und Entdeckerinnen. Eure heilige Mission, veranlasst vom heiligen Ordensführer selbst, ist es, ein neues Land fernab der Stargog-Inseln zu erschließen ... Wie die ersten Pioniere es damals hier in Endland taten.“ Der teils hilflose, teils gelangweilte Ausdruck in den Gesichtern der Kinder war der Neugierde gewichen, nur Sylena blickte mich nach wie vor entschlossen und skeptisch an. „Allerdings“, hatte ich mit betonter Stimme gesagt und dabei meinen Zeigefinger gehoben, „erzellt euch alle ein großes Unglück.“

Ich hatte eine bedeutungsschwere Pause eingelegt.

„Ein Gewittersturm. Ihr seid erst auf halber Strecke, da verschlingt ein tosendes Unwetter eure Galeere. Zwar habt ihr Glück, da wie durch ein göttliches Wunder niemand von euch zu Schaden gekommen ist, aber ihr alle findet euch auf einer wilden, unbesiedelten Insel wieder, um euch herum nichts als Dichtiche, kalter Sand und Wrackteile.“ Bis auf Sylena hatte ich sie zu diesem Zeitpunkt meiner Erzählung allesamt in den Bann gezogen.

„Doch, wird allen sofort klar: Wenn ihr überleben wollt, dann müsst ihr handeln. Und zwar sofort. Denn nicht nur die bittende Kälte und euer Hunger könnten euch zum Verhängnis werden, nein ... Aus der Ferne hört ihr ein bedrohliches Knurren, wie es nur von wilden Vayren stammen kann.“ Einige der Kinder hatten bei der Erwähnung jener schneeflechten, zagezerrten Kreaturen, die eigentlich hauptsächlich in dunklen, feuchten Höhlen und Ruinen heimisch waren, angeekelt. „Ah“, und „Jigit“-Lante von sich gegeben. „Ihr beginnt also, Holz zu sammeln und ein Lager zu errichten. Aber schon bald begreift ihr, dass einige von euch besser für gewisse Aufgaben geeignet sind als andere. Ralof etwa kann durch seinen kräftigen Körperbau doppelt so viel Holz tragen wie zum Beispiel Sylena. Oder du, Gilma, du bist eine begnadete Schützin, da dein Vater dich schon früh an den Strohputzen im Gartehaus hat üben lassen. Wer sollte also die erste Wacht übernehmen, und wer sollte Feuerholz sammeln gehen?“ Ralof sollte das Holz schleppen und Gilma die Wacht übernehmen, darüber waren sich alle Kinder einig gewesen. Das Spiel war weitergegangen, bis allen „Pioniern“ ihren körperlichen und geistigen Voraussetzungen gemäß Aufgaben zugewiesen worden waren.

„Und, Aber nun geschieht etwas Ängstliches: Ralof fühlt sich ausgenutzt und will kein Feuerholz mehr sammeln gehen.“ Der Junge, der angesprochen war, warf mir einen empörenden Blick zu, den ich mit einer Handbewegung beschwichtigte. „Natürlich nur in dieser Geschichte. Auf jeden Fall will er kein Holz mehr sammeln

ihn steckt? Ein anderer mag sich an jener Stelle fragen, weshalb ich die Vision nicht durch den altbekannten physischen Stimulus, mich selbst zu zweiden, nicht beendet, allem voran, da ich mir der Irrrealität des Geschehens vollkommen bewusst war. Die Antwort ist, dass ich es nicht konnte, und dies auch wusste. Was ich erlebte, war keines jener ordinären, natürlichen Phantasmen, die uns alle bisweilen in den stillen Stunden heimsuchen. Etwas, dessen Natur ich später zumindest ein wenig zu verstehen beginnen sollte, wollte mir etwas zeigen, und ich konnte der Wahrheit nicht entfliehen, nein, ich konnte ihr so wenig entfliehen, wie ein Mensch dem Sand der Zeit zu entfliehen vermochte. Als ich meinen Blick wieder vom Boden wandte und orientierungslos und hilflos schluchzend auf den Torbogen in Richtung des Waldes zurückrechten begann, sah ich sie wieder. Es war die verschleierte Frau. Fast beneidend stand sie über mir und sah mich an. Zumindest vermutete ich das, denn trotz meines Blickwinkels konnte ich oberhalb ihrer Wangen nichts als den unnatürlichen Schatten ihrer Kapuze erkennen.

„Was bist du?“, brachte ich mit schwacher Stimme schlüfflich hervor. „Was, beim rechten Weg, bist du? Ein Dämon? Ein Todesengel?“ Es klang kimmerlich, wie das Lamento eines verzweiferten Kindes.

„Du fragst mich, wer ich bin“, antwortete sie wieder, ein Echo meiner kläglichsten Worte. „Und du vermutest, dass ich ein schwarzer Engel deines Gottes sei, gekommen, um dich zu bestrafen. Aber“ – ein Hauch mittelalterlicher Sanftmut mischte sich in ihre raue Stimme – „du stellst die falsche Frage. Ja! Denn wer ich bin, ist nicht von Bedeutung.“ Einen Moment lang sah ich sie verwirrt an, unfähig auf ihre kryptische Antwort zu reagieren. Einige Momente verharnte ich regungslos am Boden, mein Atem hektisch und panisch, und startete die verschleierte Frau vor mir an. Erst eine gefühlte Ewigkeit später stellte ich die Frage, die gestellt werden musste.

„Und was ... was ist die richtige Frage?“

Für einen kurzen Moment meinte ich, was du nur selbst herausfinden kannst“, sagte sie und setzte sich in Richtung des Steinbogens in Bewegung. „Und ich will dir einen Rat geben.“ Sie hielt inne, nur noch eine unwirkliche Gestalt im Silber der Nacht. „Einen Rat, wie du dem Tod deiner Seele entgehen kannst.“ Einen Moment lang herrschte Stille. „Überde den falschen Leben. Und folge dem Feuer.“

Dann brach die Vision zusammen.

mich bei jenem routinierten, zeremoniellen Akt falscher Gefühl.  
Der Gardist Yleas war der letzte Mensch, den ich sah, bevor ich den Hügel auf dem Nebelham gelegen war, hinunterwanderte. Er war zu verschlafen, um meine Reiseziele auch nur zu erfragen, Gehörgänge öffnete er mit das hölzerne Tor und geläch mir Scherzwohl. Als ich Nebelham hinter mir ließ, durchflutete mich ein Gefühl, dass sich am besten als melancholische Befreiung beschreiben lässt. Ich hatte binnen weniger Stunden mein Leben, das die verschleierte Frau aus dem Traum als „falsch“ bezeichnet hatte, beendet. Niemand würde mein Fehlen bis spät in den Tag hinein bemerken.

unbegündet. Keine eitrigen Maden krochen aus dem Mund des Mannes, der mir aus der Reflektion entgegenstarrte, und keine rissige Haut offenbarte das Fleisch seiner Knochen. *Nur ein Traum. Es war nur ein Traum.* Ich schmunzelte halb kratzlos, halb verwirrt über meine eigene Torheit, formte meine Hände zu einer Schale und trank drei tiefe Schlucke. Dann spritzte ich mir das kühle Nass ins Gesicht und vertrieb es mit meinem Körper, meinem Haar, meinen Armen und meinen Füßen, griff nach einer Keilhorstborstbürste, die neben dem Trog lag und schnubelte meine Haut so heftig, dass sie zu brennen begann. Zuletzt nahm ich meine braune Patersrobe von dem fussersternen Haken an der Tür, streifte sie mir über und lehnte mich schließlich erschöpft an die Mauer. Ich fühlte mich besser, aber nicht gut. *Beruh dich einfach. Jodel. Es war nur ein Traum ... nur ein Traum.* Mehrmals wiederholte ich diesen Satz in Gedanken, um die Überlebenslust – wie ich meine – nichtlichen Alpträumen endgültig zu verbannen. Aber die erwünschte Wirkung blieb aus, denn jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, schossen mir die Bilder meiner eigenen Leide durch den Kopf und das Unbehagen in mir schwoll an, wie um die Aussage der Traumbilder zu untermauern. Ich setzte auf und begann in meinem Zimmer auf- und abzuschreiten, wie ich es immer tat, wenn ich nachdachte.

Nur zu gut erinnere ich mich heute daran, dass jener Moment der erste in meinem Leben bis dahin gewesen war, in dem ich die Stille als etwas Bedrückendes empfunden hatte. Wie sehr wünschte ich mir das vertraute Knarzen von Wagenrädern, die hellen Rufe der Bäckerfrau oder das gelegentliche Lachen eines Esels herbei ... Aber nichts, absolut nichts war zu hören, nicht einmal der sonst in Nebelham allgegenwärtige Klagesang des Windes. Gemeinsam mit der fahlen Ausleuchtung meiner Kammer fühlte ich mich wie ein Teil eines timmatischen Trauengemäldes. Und immer wieder dieselben Bilder. Der Satz ... Die Leiche. Und die verschleierte Frau mitsamt ihrer Worte ... *Folge dem Feuer ... Und beende dein falsches Leben.* Hing das flauere Gefühl in meinem Magen vielleicht mit ihnen zusammen? Was beim rechten Weg hatten sie zu bedeuten? Wieso träumte ich von derlei Dingen überhaupt? Meine Miene verdüsterte sich. *Falsches Leben? Was für ein gebullter Unflug.* Ich lebte genau das Leben, das der Pfad für mich auskorren hatte. Und selbst wenn mir von Zeit zu Zeit schwermütige Gedanken durch den Kopf schossen und ich hin und wieder einen neidischen Blick auf die abenteuerlichen Gesalten, die gelegentlich in Nebelham für Rast und Proviant einknurren, warf, bedeutete das nicht, dass mein frommes Leben etwas „falsches“ an sich hatte. Nein ... Ich konnte von Glück reden, dass ich nicht an der Seite meines unglücklichen Vaters bis zum Ende meiner Tage Fett auf Tretbret schmirren musste oder gar zu jenen unterschaltageschlagenen Menschen zählte, die sich in den stinkenden Gassen der Unterstadt Arks gegenpöhl für einen schalen Kanten Brot die Kehle aufschlitzten. Ich kniff meine Augen zu einem Schlitz zusammen. *Dortel Gedanken sind es doch, die ungesteuerte Menschen vom Pfad abbringen.* Sie verließen sich in die irrsinnige Vision eines „abenteuerlichen Lebens“, und am Ende fanden sie sich in Elend und Leid wieder. Mit düsterer Miene dachte ich an die grausamen Geschichten aus der Außenwelt, die Nebelham von Zeit zu Zeit erreichten. Immer waren es Egoisten und machtgierige Menschen, die durch ihr eigennütziges Handeln Unschuldige ins Verderben rissen. Schließlich hielt ich inne. *Nein ... Mein Leben ist genau wie es sein soll.*

Ich musste also zum Marktplatz und einen Händler finden, der trotz des heiligen Tages seine Waren zum Verkauf abbot. Es war ein seltsames Gefühl, den sonst so rego bevölkerten Marktplatz denn still zu erleben. Lediglich ein paar Hühner, die ihr Besitzer in einem eigens errichteten Gehege in einer Ausbuchtung der kümmerlichen Stadtmauer zusammengepfercht hatte, gackerten milde und Anwesenheit auch nur zu benehmen. Die Some war mittlerweile auf den megen, aber sie schenkte der Stadt ob der vielen, grauen Wolken kaum Licht. Es würde regnen. Schließlich hatte ich mein Ziel erreicht. Es war ein kleiner, gemächlicher Kramladen. Die Hauserrasse war von Eien überwuchert, das selbst die milchigen Fassen unmittelbar unter dem schief gebauten Dach umarmte. Ein mit Kisten und Pessern behänder Handkarran stand unverticierter Dinge vor dem Eingang, als hätte sein Besitzer ihn inmitten der Abert stehen gelassen, und vermutlich war es auch so gewesen, denn der Geruch von Alkohoi und Branfett lag noch spüher in der Luft. Bunte Gländen, die im Sonnenlicht ein schlierendes Farbprächel abgegehen hätten, gingen noch schliff zwischen den engen Häusergassen, und mehrmals knirschte es unter meinen Stiefeln, als ich über die Splitter zerbrostener Tonkrüge lief. Als „Carvais Alterer“ wies das Schild neben der schweren Eingangstür den Laden aus.

Ich klopfte und klopfte erneut, als Momente verstirnen waren und keine Reaktion ersichtlich gewesen war. Erst beim dritten Mal hörte ich schlurfende Schritte, und ein betagter Sternlingsmann mit glattstierten Gesicht und schärfer Nase öffnete mir die Tür. Sein Blick verteil, dass er bis zu dem Moment, in dem er mich erkannte, den ungewünschten Kunden zu verschweigen getracht hatte, vermutlich da er selbst rage an den Feiern der Sternsommernacht teilgenommen hatte – zumindest ließen seine Iren Angemenge derartiges vermuten. Für einen kurzen Moment erschien mir sein Anblick, seltsam bizarr, ja, vertraut, als hätte ich etwas derartiges schon oftmals erlebt, aber dieses Gefühl verlor, in dem Moment als der Sternling das Wort erhob. „Ahm ... Pater?“, sagte er, die Stimmhänder rau und geschunden. Er blickte nervös auf das gesicherte Emblem meiner Robe, das ein stilisiertes Auge mit einem Schwert zeigte. „Kann ich Euch helfen?“ Ich bemitleidete mich um ein Lächeln. „Könnt Ihr, indem Ihr mir Eure Waren zeigt. Darf ich einreisen?“ Ich war übernacht, wie selbstischer, bestimmt und freundlich zugleich meine Stimme klang. Für einen Moment betrachtete mich der Sternling namens Carvai vernuscht. Er war wie alle seine Blüme klein und dratig gebaut und hatte krauses Haar und eine spitze Nase. Carvai war ein weggefeuerter Mann und besuchte mit seinen etlichen Kindern stets pflichtbewusst die drei Messen jede Woche, was auch der Grund gewesen war, dass ich ihn als Aussteiger für meine abwertige Reise erwählt hatte. Er würde keine Fragen stellen, zu groß war sein Respekt vor dem Kleris. Kurz kratzte sich Carvai an seiner Nase und sah mich verschlafen und verwirrt zugleich an. In seinen Augen sah ich die stumme Frage, was beim rechten Weg der Dorfprester zu jener frühen Morgenstunde in einem Kramensladen suchen konnte. Dann nickte er jedoch ergeben, tat zur Seite und ließ mich einleiten. Sein Haus verschipfte anders als die trostlose Landtschiff um Nebelham in ein Gefühl rustikaler Geborgenheit. Ich hörte das Knirschen des Kaminns aus einem großen Raum am Ende des Ganges, und für einen kurzen Moment sah ich ein junges Mädchen durch eine Tür am Kopf der Treppe rechts neben dem

nein, niemand wird sich jemals an dich, Jael, Gerverson, den Nomenlisen erinnern und ... Erst jetzt bemerkte ich, dass mir kälter Schweiß die Stirn in Strömen herunterlief und ich die Scheitelfeder so fest umklammert hatte, dass meine Hand schmerzte. Die Sitze, die ich niedergeschrieben hatte, waren krakelig und voller Fehler. Ich ließ die Trümenfeder fallen und keuchte. *Hexenwerk! Das ist Hexenwerk!* Ich knallte den Polanten vor mir zu, schloss die Augen und kehrte in mich, wie Mater Pylas es mir zum Klären des Geistes vor dem Gebet begehrt hatte. *Amen, Jael, Amen.* Ich zitterte an ganzen Körper, und mein Puls hammerie förmlich gegen meine Handgelenke. Die Stimme kam eindeutig von mir. Sie war ein Teil meiner Gedanken und dennoch so fremd, so bedrohlich, und so lauernd. „Es ist zwecks, Jael“, flüsterte die Stimme plötzlich wieder. „Du kannst der Bestimmung nicht entfliehen. Beende dein falsches Leben, beende es hier und jetzt und folge dem Feuer.“ Einen Augenblick langensichte Stille. „Sonst wirst du sterben.“

Als das letzte Wort in meinem Geiste verhallt war, explodierte die Angst in mir. Sie schoss meine Wirbelsäule empor und bahnte sich explosionslos ihren Weg durch meinen Körper, in mein Herz, in meine Fingerspitzen, durch die Knochen meines Schädels hinein in meinen Verstand, und das Gefühl, das sie in mir auslöste, war grauen-voll. Immer und immer wieder erschienen die huchbaren Bilder aus dem Traum und die seltsamen Erinnerungen an scheinbar walllos zusammengewürfelte Momente meines Lebens. Ich sah mich orientierungslos zwischen den Tempelpfählen auf und ab schreiten. Ich sah, wie ich den Körper eines Verstorbenen in eudaläischer Tradition für seine letzte Reise vorbereitet und dabei weinte. Und ich sah mich schweißperströmt in Bett liegen, schwer atmend und mit weit aufgerissenen Augen. Aber es waren nicht einmal die Bilder, die es so unerträglich machten ... es war das Gefühl, das über ihnen allen lag wie eine bieleirne, graue Wolke und das mich um den Verstand zu bringen schien. Ich fühlte eine Mischung aus Angst und Panik, ein Gefühl bitterer Einsamkeit und Verlassenheit. Ich fühlte mich wie vor einem pechschwarzen, düsternen Abgrund stehend, ohne Identität, verloren. Ich fühlte mich ... allein.

Es mag Euch schwer fallen, meine Beschreibung, nachzuvollziehen, aber vielleicht hilft es Euch, die Mechanismen des menschlichen Geistes zu verstehen. Passiert einem Menschen etwas Schreckliches – wie der Tod eines Geliebten –, dann reagiert unser Verstand meist mit einer Art Schockzustand. Nur ein Teil dessen, was wir eigentlich empfinden müssen, dringt in unseren unmittelbaren Verstand, und die restlichen Gefühle werden in die Tiefen unseres Unterbewusstseins verbannt, verscharrt wie ein unliebsames, gefährliches Geheimnis. Erst wenn der Geist sich einigermaßen erholt hat, werden Stück für Stück die in dem verbannten Teil der Erinnerungen vergrabenen Gefühle aus Tageslicht gefördert, so dass der Betroffene sich mit ihnen konfrontieren und der Trauerprozess vollends abgeschlossen werden kann. Ansonsten jedoch – aus welchen Gründen auch immer – nicht zu dieser Wiederaufarbeitung, beginnen die vergrabenen Erinnerungen irgendwann zu verwesen, zu Angstataten und machen sich bemerkbar. Wir fühlen uns schwermütig, leiden an Angstattacken oder verlieren gar gänzlich die Fähigkeit zu empfinden. Zwar ist es möglich, mit einem nicht aufgearbeiteten Traum wie dem solchen bis ans Ende seiner Tage zu leben, jedoch rauben uns die verscharrten Erinnerungen im besten Falle einen gewählten